

Die Kette

Nr. 43

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

Ruzena Capek.

Erzählung von I. J. David.

(Fortsetzung.)

Es waren manchmal in sehr schweren Stunden der Ruzena Gedanken an mögliche Beziehungen zwischen dem Hermann und der Teresa gekommen. Aber sie schenkte sie immer wieder und mit aller Kraft. Denn derlei war doch zu niederträchtig und unerhört und eben nur ein Beweis, wie schlecht sie selber geworden war, seit sie von nichts als Bosheit und Hinterlist hörte. Und was sollte sie denn auch dagegen tun? Das Mädchen aus dem Hause und in einen Dienstgeben? Dazu hatte sie kein Recht. Denn Teresa war so gut wie sie ihrer Eltern Kind und mußte sich also nicht als Dienstmagd quälen, wenn die Schwester die reiche Bäuerin vorstellte. Und hätte das auch nur zu etwas geholfen? War es nicht selbst das flügste, man behielt die Verdächtigen bei sich, unter den eigenen Augen, und hoffte, die Scheu vor Frau und Schwester werde stark genug sein, sie vor einem unzerzeihlichen Unrecht zu schützen? So verdorben ist selten einer, um alles Vertrauen zu mißbrauchen, das ihm gewährt wird.

Immer heftiger und dennoch immer zweifelnder klammerte sie sich an das einzige, was ihr noch blieb: an ihren Glauben an das Gute im Menschen. Sie traute sich nun nicht

einmal mehr aus dem Haus, als dürfe sie die Teresa nicht sich selber und dem Wojtech überlassen. Erwog der Hermann derlei? Machte er sich überhaupt Gedanken, die über das aller-

zu, die sie erst litt, ohne sich was dabei zu denken, und denen sie sich nachher durchaus nicht entziehen konnte, so unangenehm und drückend sie ihr wurden. Und sie war jung und lachte gern.

Vor der Ruzena traute man sich das kaum mehr. Und er hatte Witze und eine sehr lustige Art, insgeheim seiner Frau nachzuspotten und ihrer steinernen Ernsthaftigkeit.

„So macht sie, Teresa, und so guckt sie.“ So sehr sie die Schwester liebte, sie hatte doch auch eine Scheu vor ihr, und also machte es ihr Spaß, die ihr sonst immer Respekts-Person und ober ihr gewesen war, nun klein und komisch gemacht zu sehen. Dies ist ein guter Kniff. Wer die letzte Achtung vor anderen verliert, der gibt sie leicht auch vor sich selber auf und ist hernach zu Dingen zu bewegen, zu denen er anders nicht leicht zu bringen gewesen wäre. Das ist nun einmal Menschenart. Und der Wojtech war darin über jedem Komödianten. Und

so hatten die zwei immer zu fchern auf Kosten einer dritten, und ohne daß sie etwas dafür konnte, blieb's in der Kleinen haften und die Schwester sank in ihren Augen.

Bankte sie einmal, dann fiel der Teresa gewiß ein Schwanz des Wojtech ein, und die rechte Wirkung war zum Teufel. Wer hieß sie

nächste hinausgingen? Er wußte nur eines: das Frauenzimmer machte ihn toll. Er konnte sich nicht satt sehen an der Teresa. Aus jeder ihrer Bewegungen floß für ihn ein unerschöpflicher Reiz.

Und überdies standen ihm als nahem Verwandten von Unbeginn gewisse Vertraulichkeiten



H. Hellhoff: An der Mole.

auch immer und aus jedem Anlaß predigen? Das merkte die Nuzena natürlich, und sie wurde immer stutziger. Bestand da schon ein Komplott gegen sie?

Und überdies — der Wojtech schonte sich selbst nicht, machte sich nicht besser, als er war. Er erzählte von seinem Lumpenleben. Natürlich — nur in Andeutungen, nur so weit, daß man nicht wußte, hatte er seinen letzten Streich vor wer weiß wie langem oder gestern getan, nur eben daß ihre Neugierde gereizt ward, daß sie alles desto verzeihlicher und lustiger fand, weil es als selbstverständlich berichtet ward. Ja — das war einmal so auf der Welt. Und, wer einem jungen Gemüt Einblick in den Weltengang verheißt, der darf seiner Dankbarkeit sicher sein.

Dabei kam er im eigentlichen nicht einen Schritt weiter.

Umsonst wandte er alle seine Künste und Lockungen an und suchte jeden Augenblick des Meinseins zu nutzen.

Geld vermochte bei ihr nichts, die dessen nicht bedurfte. Und sie war allerdings neugierig, wie jedes Mädchen in diesem Alter; aber vorsichtig war sie auch.

Stummer widerstand ihm die Teresa. Je heftiger er sie bedrängte, desto widerwärtiger ist er ihr geworden. Und so ganz mit der Sprache traute er sich vor ihr doch nicht heraus. Stummer hoffte er auf eine Ueberrumpelung, in der er's ihr abgewann, und fühlte sich so langsam genarrt.

„Merf' auf, was dann herauskommt,“ drohte er einmal.

„Wann?“ machte sie sehr unschuldig.

„Tu' nicht so heilig! Nun, dann, wenn Du durchaus nicht anders wirst,“ und er schielte sie so läckisch an, daß sie vor dem Bosnickel im Innersten erschrak und ihn dennoch sehr unbefangen ansah. Denn gewahrte er ihre Furcht, dann war es ganz und gar nicht mehr auszuhalten.

Ein Horn, der sich nicht zu helfen wußte, wuchs davon in ihm.

Er wurde roh und gehässig gegen sein Weib. Wo er sie nur irgend kränken konnte, dort hat er's immer und erfinderisch getan.

Es gab kein Scheltwort — und der Hannaf kann in einem Tag mehr schimpfen, als ein anderer anzuhören fähig ist! — das ihm für sie zu schlecht war.

Eine Trauerkuh, die schon zu gar nichts taugte, war sie bei ihm. Und es war ihm gleichgültig, ob Zeugen dabei waren oder nicht. Ja, vor Fremden zeigte er's ihr am liebsten. Und weil sie zu Beginn nicht gleich dorein fuhr, auch mit dem Mundwerk nicht so flink war, wie er, so wuchs seine Frechheit und seine Gehässigkeit mit jeder Stunde.

Sie war überflüssig auf der Welt. Aber das hätte man verzeihen können, wäre sie, die zu gar nichts gut war, ihm nicht noch ein Gemüts gewesen. Sie aus dem Wege und es wär' ihm bei dem Mäd'el sicher gegliückt, wie bei mancher, die auch erst sehr spröde getan. So aber — wie die rechte Mutter, die man nicht hintergeht, war die Nuzena immer und alle Zeit zur Schwester gewesen.

Die Nuzena aber litt und schwieg. Und sie weinte immer noch nicht — mindestens gesehen hat es keiner. Aber in sich hatte sie das Gefühl und den festen Glauben, der zahlende Tag für alles müsse kommen, das ihr da einer antat, dem sie von der ersten Stunde an das Beste vermeint und bereitet.

Wären die beiden Schwestern zu einer herzlichen Aussprache gelangt, so wär' es wohl das Beste gewesen. Man hätte sich, gleichviel, wie immer, des heillosen Gesellen entledigt, so sehr sich der Bauer sonst scheut, die Gerichte an-

zurufen, wenn es nicht um einen der beliebten Gängel mit dem Nachbarn geht.

Gerade dem stand aber so ziemlich alles im Wege. Denn offenbarte sie die Bedrängnisse, unter denen sie litt, so mußte die Teresa besorgen, einen Brand anzulisten, der erst recht unheilvoll ward. Außerst war der Wojtech in jeder Hinsicht gereizt; er haßte die Schwester; ein Augenblick genigte, um ein Unheil zuzubereiten, das nie und nimmer gut zu machen war.

So schwieg sie weiter, nachdem sie nicht von Anfang an gesprochen. Denn sie selber hatte nicht von allem Anfang an den Ernst der Nachstellungen und der Schlechtigkeit des Schwagers geglaubt. Bei einem Schwank aber, auch wenn er derb ist, zimpert man nicht und macht nicht viel Wesens.

Je mehr aber zu berichten gewesen wäre, desto schwerer konnte sie anheben. Und sie hatte auch eine solche Scheu vor der Nuzena und wünschte desto mehr, sich ihr anzunähern, je besser sie erkannte, wie verworfen der andere war. Die aber war so sehr verschlossen und gönnte niemandem einen Blick in sich.

Freilich, sie hoffte immerdar, die Schwester werde sich zu einem Bekenntnis entschließen. Sie wartete lang und schmerzlich darauf. Aber kein Mädchen spricht gern davon, wenn man es mit aller Gewalt herunterzerren und schlecht machen will. Es ist das die innere Scham, die sehr lähmt.

Am Wojtech aber setzte sich immer unbezwinglicher die Vorstellung fest, die Nuzena müsse aus dem Wege, um jeden Preis.

Vordem hatte man's doch bequem gehabt. Man ließ einen besprechen oder ihm das Leben abbeten. Die feine Kunst war leider, wie manches Gute und Nützliche, ganz außer Schwang und Übung gekommen. (Schluß folgt.)



Das Wahrnehmungsvermögen der Raubvögel.

Von Th. Zell.

Der Glaube, daß die Geier ihre Nahrung, die fast ausschließlich in Tierleichen besteht, durch den Geruchssinn wahrnehmen, ist sehr alt. Bereits Plutarch schreibt: „Die Geier fliegen dem Geruch des Aases nach.“ Plinius fügt noch etwas hinzu: nach ihm fliegen sie schon drei Tage zuvor an Plätze, wo es Leichen geben wird. Ebenso berichtet Melian: „Der Geier frißt das Fleisch toter Menschen und Tiere, hält auch bei dem Wache, der dem Tode nahe ist. Er folgt den Heereszügen und weiß mit prophetischem Geiste, daß es im Kriege Tote gibt.“

Wie dieser Glaube entstanden ist, liegt klar auf der Hand. Zunächst wissen wir, daß zahlreiche Tiere ein äußerst feines Geruchsvermögen besitzen, wie z. B. Hund, Fuchs, Igel usw. Warum sollte zu diesen Geschöpfen nicht auch der Geier gehören? Das müßte man um so eher annehmen, als alle Anzeichen dafür sprechen. Hier liegt ein totes Mind, und obwohl nirgends ein Vogel im blauen Aether zu entdecken ist, haben sich nach kurzer Zeit eine stattliche Anzahl von Geiern um den Kadaver versammelt. Da nun der letztere Gerüche ausströmen läßt, die selbst unseren stumpfen Nasen schon aus weiter Entfernung höchst lästig fallen, so wäre es ganz klar, daß witternde Geschöpfe diese Leichen bereits in unglaublicher Entfernung wahrnehmen.

Weil dieser ganze Gedankengang einen höchst überzeugenden Eindruck macht, so hat man an der Wahrheit der Annahme im allgemeinen kaum gezweifelt. Auch heute ist die überwiegende Mehrzahl von ihrer Richtigkeit durch-

drungen. Und doch ist sie grundfalsch, wie sich aus dem Nachstehenden ergeben wird.

Schon vor 50 Jahren schrieb der Zoologe Lenz: „Genau, in unserer Zeit angestellte Versuche haben gezeigt, daß die Geier nicht dem Sinne des Geruchs, sondern dem des Gesichtes folgen, wenn sie Beute suchen.“

Aus welchem Grunde man überhaupt das feine Geruchsvermögen des Geiers bezweifelt hat, geht aus dieser Bemerkung nicht hervor. Ich bin der Ueberzeugung, daß Zweifel bis heute schwerlich aufgetaucht wären, wenn der Geier nicht zu den Vögeln gehörte. Zahlreichen Jägern und Tierfreunden ist es nun längst eine ausgemachte Wahrheit, daß bei den Vögeln das Vermögen zu wittern nur in der Phantasie der bisherigen Beobachter existiert. Sehr richtig sagt z. B. v. Bismann bei der Schilderung des Straußes: „Die Schärfe der Vögel muß dem Strauß den Mangel an anderen der Sicherheit des Wildes dienenden Sinnen ersetzen, denn wittern kann er, wie wohl alle Vögel, überhaupt nicht.“

Ebenso hält Oskar Horn die Behauptung, daß Vögel wittern können, für durchaus falsch.

Ich will daher kurz die Gründe darlegen, weshalb eine feine Nase bei Vögeln ausgeschlossen ist. Alle Tiere mit scharfen Augen, wie Affen, Giraffen, Seelen, haben wie die Menschen eine stumpfe Nase. Zu den scharf sehenden Tieren gehören auch die Vögel. Da kein Geschöpf zugleich scharfsichtig ist und eine feine Nase besitzt, so ist es sehr unwahrscheinlich, daß Vögel wittern können. Je besser ein Tier wittern kann, desto feuchter und beweglicher ist die Nase. Deshalb haben die Geschöpfe mit beweglicher Nase den feinsten Geruch, also Elefanten, Tapire, Wildschweine, Igel usw. Vögel haben ganz trockene und hornige Nasenlöcher.

Alle Tiere mit feiner Nase haben sie „parat“, d. h. sie können sie ohne Anstrengung zur Erde führen, was wegen des Aufspürens von Nahrung und ihrer Feinde von der größten Bedeutung ist. Kaum ein Vogel, gewiß kein Geier, kann zwanglos seine Nasenlöcher mit dem Erdboden in Berührung bringen.

Wie leicht irrige Ansichten auf diesem Gebiete entstehen, dafür möchte ich folgendes Beispiel anführen. Ein ausgezeichnete Tierbeobachter, mit dem ich mich über die Frage unterhielt, ob Vögel wittern können, bejahte sie und machte dafür folgendes geltend. In seiner Heimat wäre es üblich gewesen, alte Hunde auszukochen, um aus dem Fette Wagenackere zu machen. Wenn nun die Abfälle, namentlich die Knochen, auf das Feld gebracht wären, so hätte es keine halbe Stunde gedauert und es wären an hundert Krähen versammelt gewesen. Diese Erscheinung ließe sich doch lediglich durch die feine Witterung der Tiere erklären. Hier sind aus an sich richtigen Beobachtungen falsche Schlussfolgerungen gezogen. Daß Krähen wie überhaupt alle Vögel sehr gut sehen können, darüber herrscht Einstimmigkeit. Nun sitzen Krähen mit Vorliebe auf hohen Punkten, von wo sie meilenweite Aussicht haben, namentlich beobachten können, was entfernt sitzende Stelgen tun. Sehen sie nun eine andere Krähe rasch fortfliegen, so vermuten sie nicht mit Unrecht, daß diese etwas für den Schnabel in Aussicht hat, und fliegen ihr nach. Ihr eiliges Fortfliegen ist jedoch von einer Menge anderer Krähen ebenfalls beobachtet worden, die von den gleichen Gedanken befeelt sind usw. So erklärt sich die Anhäufung von zahllosen Krähen binnen kurzer Zeit in der einfachsten Weise.

Auch Brehm bekämpft die Ansicht, daß der Geier Tierleichen wittere. Er schreibt darüber folgendes: „In früherer Zeit hat man angenommen, daß es der Geruchssinn wäre, der die Geier bei Auffindung des Aases leite: meine Beobachtungen, welche durch die Erfahrungen anderer Forscher vollste Bestätigung finden,

haben mich von dem Gegenteil überzeugt. Man glaubte sich berechtigt anzunehmen, daß ein Geier den Nasgeruch meilenweit wahrnehmen könne, und fabelte in wahrhaft kindischer Weise, so daß man schließlich glauben machen wollte, der Geier rieche bereits einem Sterbenden den Tod ab. Meine Beobachtungen haben mich belehrt, daß die Geier auch auf das Nas herabkommen, welches noch gänzlich frisch ist und keinerlei Ausdünstung verbreiten kann, daß sie auch bei starkem Luftzuge von allen Richtungen der Windrose herbeifliegen, sobald einer von ihnen ein Nas erpät hat, auf einem verdeckten Nase dagegen erst erscheinen, wenn es von den Naben und Nasgeiern aufgefunden worden ist und deren Gewimmel sie aufmerksam gemacht hat. Ich glaube deshalb mit aller Bestimmtheit behaupten zu dürfen, daß das Gesicht der vorzüglichste und wichtigste ihrer Sinne, daß es das Auge ist, welches ihr Leben ermöglicht."

Ebenso bekämpft Vrehm die irrige Ansicht, daß der Nabe Nas wittere, namentlich aber, wie die Förster behaupten, das Pulver in der Flinte rieche. Hierüber bemerkt er folgendes: „Man behauptet, sagt mein Vater, er wittere das Nas meilenweit. So wenig ich seinen scharfen Geruch in Zweifel ziehen will, so unwahrscheinlich ist mir dennoch diese starke Behauptung, welche schon durch das Betragen widerlegt wird. Bei genauer Beobachtung merkt man leicht, daß der Kolkrabe bei seinen Streifereien etwas Unstetes hat. Er durchfliegt fast täglich einen großen Raum, und zwar in verschiedenen Richtungen, um durch das Gesicht etwas ausfindig zu machen. Man sieht daraus deutlich, daß er einem Nase nahe sein oder sich wenigstens in dem Luftstriche, welcher von dem Nase herziehe, befinden muß, um es zu finden. Wäre er imstande, Nas meilenweit zu riechen, so würde er auch meilenweit in gerader Richtung darauf zufliegen. Auch der Umstand, daß er einen Ort, auf den er sich niederlassen will, allemal erst umkreist, beweist, daß er einen Gegenstand nur in gewisser Richtung und schwerlich meilenweit wittern kann. Jeder, der den Kolkraben kennt, muß diesen Worten beistimmen, auch trotz Naumann, welcher die von meinem Vater bestrittene Ansicht vertritt."

„Was ist die Ursache der Geierversammlungen?“ fragt Georg Wyam, der diese Vögel in Mittelamerika jahrelang sehr genau kennen gelernt hat. „Liegt diese Ursache im Gesicht oder im Geruch? Viele achtbare Urteile haben sich allerdings für den Geruch entschieden, aber ich möchte dieser Meinung nicht ganz beistimmen und bin vielmehr der festen Ueberzeugung, daß das Urteil zugunsten des Gesichtes gefällt werden muß. Ich will einige Beweise beifügen. Ein eben getötetes oder vor Erschöpfung gefallenes Tier kann unmöglich einen Geruch um sich verbreiten, und dennoch versammeln sich in wenigen Minuten häufig unzählige Geier an einer Stelle, wo vorher kein einziger zu sehen gewesen ist, und sie kommen nicht bloß aus der Richtung, nach welcher der Wind weht, sondern aus allen übrigen Gegenden. Ohne Zweifel verhält sich die Sache folgenderweise: die Geier steigen gewöhnlich so hoch in die Luft empor, daß wir sie nicht mehr sehen können, aber ihr scharfes Auge erpät sogleich das gefallene Tier, und derjenige von ihnen, der es zuerst erblickt, beginnt augenblicklich einen geraden, schnellen Flug nach der Stelle, wo es liegt. Sobald aber ein Geier schnell und in gerader Richtung sich fortzubewegen beginnt, folgen ihm alle anderen, die mit ihm in der Höhe schweben, und geben zugleich, indem sie der Beute näher kommen, durch ihre kreisförmigen Bewegungen in der Luft ein zweites Zeichen für diejenigen Geier, welche das erste nicht bemerkt haben. Ich glaube, es ist Waterton, der erzählt, daß er einst ein totes Tier sorgfältig unter Bäumen und Büschen verborgen hatte, daß aber trotzdem durch dessen

Geruch die Geier aus ungeheurer Entfernung herbeigelockt worden wären. Ich habe dasselbe versucht, aber vielleicht war es Waterton unbekannt, daß die Geier die Hunde und Raubtiere beobachten und ihnen folgen. Während meines Aufenthaltes in Chile erkrankt einst bei einem heftigen Regenguß ein Esel in einem Bach, über den man am nächsten Tage hätte hinwegschreiten können, ohne sich die Knöchel zu benehen. Er wurde unter einen großen Baum gezogen und blieb dort zwei volle Tage liegen, ohne von den Geiern überfallen zu werden. Endlich entdeckten ihn einige Dorshunde, und kaum waren sie eine halbe Stunde mit ihm beschäftigt, so hatte sich auch schon ein großer Schwarm von Greisgeiern versammelt, welche die Hunde vertrieben und den Esel in kurzer Zeit verzehrten. Dieser Fall spricht ganz und mehr wie jeder andere zugunsten des Gesichtes. Der hoch in den Wolken schwebende Vogel hatte mit seinem scharfen Auge die Hunde erpät; er hatte augenblicklich seinen geraden Flug begonnen und war, begleitet von denjenigen seinesgleichen, die ihn beobachtet hatten, in kurzer Zeit zu der Stelle gelangt, wo die erwünschte Beute lag, die der Geruchssinn zwei Tage unbeachtet gelassen hatte. Ich halte das Gesicht für die eigentliche Ursache der Geierversammlungen, denn ich habe während eines sechs-jährigen Aufenthaltes in Ländern, wo der Geier in Menge vorkommt, die Gewohnheiten dieser Tiere aufmerksam beobachtet und diese Meinung vollkommen bestätigt gefunden. Die ungeheure Höhe, zu welcher sie sich emporheben, gewährt ihnen einen weiten Ueberblick, während ihr scharfes Auge sie in den Stand setzt, ein totes Tier in unglaublicher Entfernung zu erpäten und ihr Instinkt sie lehrt, die Bewegungen der Hunde und anderer fleischfressenden Tiere, sowie den Flug ihres eigenen Geschlechtes zu beobachten."

Zu demselben Resultat kommt Samuel Baker durch die reichen Erfahrungen, die er in den Nilländern gemacht hat. Er schreibt: „Man hat häufig die Frage aufgeworfen, ob der Geier durch den Geruchssinn oder durch die Schärfe des Auges zu seiner Beute geführt werde. Ich habe seinen Gewohnheiten viele Aufmerksamkeit geschenkt, und wenn es auch keine Frage sein kann, daß sein Geruch ein scharfer ist, so bin ich doch überzeugt, daß alle Raubvögel ihre Nahrung vermöge ihrer großen Sehkraft finden. Würde ein Geier blind, so müßte er verhungern, verstopfte man ihm aber nur die Nasenlöcher mit einem Stoff, der seinen Geruchssinn störte, so würde dies seine gewöhnliche Jagdart nicht wesentlich beeinträchtigen."

Wenn man die Gewohnheiten dieser Vögel beobachtet, so gibt es kein interessanteres Experiment, als ein totes Tier unter einem dichten Busch zu verstecken. Ich habe dies häufig getan und immer bemerkt, daß die Geier es nicht finden, wenn sie nicht Zeugen seines Todes gewesen sind. War dies letztere der Fall, so fliegen sie bereits nach unten, während man den Körper versteckt, und werden ihn, wenn sie näher kommen, durch den Geruch entdecken. Tötet man ein Tier aber im dichten Grase, das acht bis zehn Fuß hoch ist, so finden die Geier es selten. Ich habe häufig die Erfahrung gemacht, daß die Körper großer Tiere, zum Beispiel Elefanten oder Büffel, tagelang im Schatten dichter Nabbukgebüsche lagen, ohne daß ein einziger Geier erschien. Wären sie sichtbar gewesen, so würden diese Vögel sie zu Tausenden besucht haben.

Die Geier und Marabustörche fliegen in ungeheuren Höhen. Ich glaube, daß jede Art ihre bestimmte Ferne hat, und daß die Luft regelmäßige Schichten von Raubvögeln enthält, die, in ihrer ungeheuren Höhe dem menschlichen Auge unsichtbar, beständig auf ihren ausbreiteten Flügeln ruhen und in Kreisen um-

hereschwebend die Welt unten mit Fernrohrkraft beobachten. Von ihren ungeheuren Höhen beherrschen die Raubvögel ein außerordentlich weites Gesichtsfeld, und obgleich sie von der Erde aus unsichtbar sind, so kann doch kein Zweifel bestehen, daß sie bei ihrem beständigen Streifen einander sehen. Bemerkte also ein Vogel unten auf der Erde einen Gegenstand, so wird sein plötzliches Hinabschießen von jedem folgenden Geier bemerkt und nachgeahmt. Sieht ein Geier, welcher der Erde am nächsten ist, einen Körper, oder gewahrt er auch nur, daß die Mäusefalken sich an einem bestimmten Punkt sammeln, so weiß er sogleich, daß es eine Beute gibt. Er schießt der Stelle zu und gibt dadurch den anderen ein telegraphisches Signal, welches jedem Geier von einer Luftstation zur anderen schnelligst mitgeteilt wird.

Wird ein Tier abgestreift, so lockt die nun rote Oberfläche des Körpers die Geier augenblicklich an. Dies beweist, daß ihr Gesicht und nicht ihr Geruch sie zu einem Gegenstand führt, der auf Blut schließen läßt. Ich habe sie häufig beobachtet, wenn ich ein Tier geschossen hatte und meine Beute den Prozeß des Häutens begannen. Hatte ich mich auf den Rücken gelegt und blickte in die blaue Luft, in der nicht ein Wölkchen schwamm, so war zuerst nicht ein Vogel zu sehen; aber kaum war die Haut halb abgezogen, so erschienen am Himmel Punkte und nahmen rasch an Größe zu. Von den benachbarten Büschen hat es mehrmals gekrächt, die Mäusefalken sind dicht an meine Beute herangeflogen und haben einen klumpen gewonnenes Blut vom Boden weggeschnappt. Die Punkte haben sich zu bestäubten Geschöpfen vergrößert, die in der großen Höhe wie Fliegen aussehen, und jetzt höre ich hinter mir ein Mausehen, wie von einem Wirbelwind, und es stößt ein rotköpfiger Geier herunter, der mit eingeleiteten Flügeln vom Himmel hastig auf das blutige Mahl herabgefallen ist und dem viele seiner Brüder schnell folgen. Die Luft ist jetzt von schwarzen Punkten bis zu den fernsten blauen Tiefen lebendig geworden und von allen Strichen der Windrose eilen Flügel herbei. Zuletzt bildet sich ein Kraus von Geiern, die in weitem Kreise über uns schweben, denn sie zaudern, sich herunterzulassen, drehen sich aber beständig um den Gegenstand ihrer Begierde. Plötzlich erscheint der große Geier mit kahlen Gasse. Das Tier ist abgehäutet worden und die Beute haben das beste Fleisch an sich genommen. Nun ziehen wir uns hundert Schritte vom Schauplatz zurück. Ein allgemeines Flattern und Herabfliegen findet statt, und Hunderte von hungrigen Schnäbeln zerren an dem Abgang. Der große Geier mit nacktem Gasse fordert von dem Gausen Respekt, aber eine neue Form ist in der blauen Luft erschienen und kommt rasch herunter. Zwei lange, häßliche Beine, die unter den ungeheuren Flügeln herabhängen, berühren jetzt den Boden und „Abu Sin“ („Vater des Schnabels“, der arabische Name für den Marabu) ist angekommen und stößt hochmütig durch den Gausen, bahnt sich mit dem langen Schnabel einen Weg durch die kämpfenden Geier und nimmt den Löwenanteil des Mahls. Abu Sin, der letzte, aber nicht der Kleinste, ist von den höchsten Regionen herbeigekommen, alle anderen hatten vor ihm einen Vorsprung."

Nach diesen sorgfältigen und einwandfreien Untersuchungen kann es nicht dem mindesten Zweifel unterliegen, daß die Geier und die Raubvögel überhaupt sich lediglich nach dem Gesichte richten. Denn sie kreisen, was nur bei einem Sehgeschöpf, nicht aber bei einem Nasentier einen Zweck hat, und kommen zu dem Nas aus den verschiedensten Windrichtungen. Sodann fallen sie auf die Tierleichen, die noch nicht riechen, umgekehrt finden sie stinkendes Nas nicht, wenn es verborgen ist. Hiermit ver-

gleiches man, daß z. B. der feinnasige Fuchs in unzähligen Fällen verscharrte Leichen ausgegraben hat.

Weil Vögel nicht wintern können, so erklärt sich daraus, daß man selbst den klügsten, z. B. Kanarienvögeln, fremde, ja Elfenbeinier unterlegen kann. Man versteht wir auch, weshalb ein Falke, den Liebe besaß, Siegellack für rohes Fleisch hielt. Ähnliches berichtet Baker vom Mäusefalken. Er schreibt nämlich: „Dieser Vogel, dessen außerordentliche Klugheit jedermann kennt, ist allgegenwärtig und verläßt sich im allgemeinen auf sein Gesicht. Er stößt auf ein Stück rotes Tuch, das er für Fleisch hält, und beweist dadurch, daß er sich auf sein Gesicht mehr verläßt, als auf seinen Geruch.“

Würde wohl jemals ein Hund Siegellack oder ein rotes Tuch für rohes Fleisch halten?

Zum Schluß möchte ich noch andeuten, wie sich die eingangs erwähnten Fabeleien der Alten, daß die Geier bereits einige Tage vorher den Tod eines Geschöpfes merken, ungezwungen erklären lassen. v. Wissmann erzählt folgendes Erlebnis von seinen afrikanischen Jagden: „Als ich bei meiner ersten Durchquerung Afrikas, von Westen kommend, den Tanganika-See überschritten hatte, sah ich das erste Zebra in der Wildnis und erlegte es auch nach langem, mühsamen Anpörschen. Diese Jagd ist mir wegen des Gebarens zweier Adler fest in der Erinnerung haften geblieben; langsam kroch ich auf Knien und Händen heran, was bei dem kurz abgebrannten Gras, von dem noch verkohlte, dicke, harte Stoppeln am Boden standen, sehr beschwerlich war, und hatte meine ganze Aufmerksamkeit auf die Zebbras vor mir gerichtet, als ich plötzlich dicht über mir ein Rauschen hörte. Ein Schatten fuhr über mich dahin und ich fühlte den Aufzug von den Flügelschlägen eines großen Adlers, der dicht über mir dahinschoß, und dem gleich darauf ein zweiter folgte. Die Räuber der Luft kreisten dann über mir und sausten dann über mich dahin, so daß mir der Gedanke kam, ob ich nicht lieber das Gewehr gegen die mächtigen Raubbögel wenden sollte. Offenbar hielten sie mich für ein krankes Wesen, das mühselig über den Boden kroch und für ihre Fänge eine willkommene Beute sei. Erst als ich auf das Zebra schoß, daß unterm Feuer zusammenbrach, überschlugen sich die beiden Adler vor Schreck und strichen dann eiligst davon.“

Hier sieht man wiederum ganz deutlich, wie sich die Raubbögel ganz allein nach dem Gesichte richten, denn daß ein gesunder Mensch keinen Kadavergeruch ausströmen kann, liegt auf der Hand. Aus solchen Vorfällen, wenn sich wirklich schwerkranken Menschen Geier und Adler näherten, haben aber sicherlich die Alten den Schluß gezogen, daß diese Tiere den heranahenden Tod im Voraus merken. —



Das Nervensystem und seine Arbeit.

Von M. H. Baege.

(Schluß)

Die Umlagerung der empfindlichen Stoffe in festere ist es nun, welche im Nerv die Leitung ausführt. Daß diese Funktion mit einer fast blitzartigen Schnelligkeit geschieht, kann nicht auffallen, wenn man sich erinnert, daß die anorganische Chemie Stoffe bereitet, die einer ebenso schnellen Umlagerung ihrer kleinsten Teilchen fähig sind, wie wir das z. B. bei den Explosivstoffen feststellen können. Beim Nitroglycerin, aus dem Dynamit bereitet wird, reicht ein leichter Stoß hin, daß die Masse explodiert, d. h. ihre kleinsten Teilchen umlagert. Auch die organischen Verbindungen in unseren Nerven sind so empfindlicher Art, daß der leiseste Anstoß sie zur Umlagerung veranlaßt. Berühren wir nur leicht einen unserer Finger, so wird

das in demselben Momente bereits im Bewußtsein gemeldet.

Wir haben es also mit zwei verschiedenen Tätigkeiten in den Nervenzellen zu tun; eine besteht darin, daß Stoffe aufgebaut und durch die ganze Nervenzelle verteilt werden, und die andere gibt sich darin kund, daß die aufgebauten Stoffe eine Umgestaltung erfahren, die als eine Bildbildung anzusehen ist, da die Stoffe zu neuen Diensten wohl nicht verwandt werden können. Die beiden Tätigkeiten stehen in einem gewissen Gegensatz zu einander. Die Vantätigkeit ist dem Nerv ursprünglich eigen; aber die Leitungstätigkeit tritt von außen hinzu. Sie muß sich in den Nerv hineindrängen und das Wohnrecht erkämpfen. Darin liegt es begründet, daß die Nervenleitung recht langsam sich entwickelt; nur durch beständige Übung kann die Stärke der Funktion allmählich erhöht werden. Wie langsam die Einübung fortschreitet, das läßt sich bei jedem Kinde beobachten. Das „i“, das ein Kind zuerst in der Schule schreibt, kommt nur mit Anstrengung zustande und recht primitiv ist seine Form. Zahlreiches tägliches Ueben gehört dazu, bis es mit Leichtigkeit und in gefälliger Form dargestellt werden kann. Wie es sich mit dieser Nerventätigkeit verhält, so mit allen, auch mit denen, die nur geistigen Vorgängen dienen. Die Vorstellung „Lampe“ oder „Tisch“ z. B. erwirkt das Kind ebenso leicht, wie die vom „i“. Bis sie aber in allen ihren Teilen und Elementen bis zur Vollkommenheit ausgebildet ist und eine ästhetische Form erreicht, vergehen viele Jahre. So ist es auch mit jeder anderen Vorstellung; zu ihrer Ausgestaltung führt nur die Übung.

Die Einübung der Nerven nimmt bei den verschiedenen Menschen eine ganz verschiedene Zeit in Anspruch. Bei den sogenannten Wunderkindern gelingt sie leicht und ohne Mühe. Das sprachlich beanlagte Kind fängt vielleicht schon auf dem Arme der Mutter an, zu sprechen und ebenso gibt es kleine Musikflüsterer von 5—6 Jahren. Die Vererbung pflegt für solche Talente den Grund zu legen; aber nicht jedem Kinde werden sie zum Segen. Die leichte Erregbarkeit der Nerven ist oft die Ursache eines frühen Sinneschwandens und bei anderen hat die anfangs so auffallende Entwicklung allmählich ein langsameres Tempo angenommen, so daß Auffälliges nicht mehr daran wahrgenommen wird. Manches Kind entwickelt sich auch höchst langsam, und es hat manchen bedeutenden Mann gegeben, der in seiner Knabenzeit von seinen Erziehern als ungenügend beanlagt geschätzt wurde.

Wie es möglich ist, daß chemische Prozesse in den Nerven die mannigfachen Leitungen ausführen, welche durch äußere Reize verursacht werden, erscheint etwas unbegreiflich. Allein die Sache wird verständlich, wenn man einen Vergleich mit einem ähnlichen Vorgange heranzieht. Daß die Luft den Schall fortträgt, ist dem Bewußtsein eine altgewohnte Sache, und doch muß man staunen, daß all die Tonwellen, die von einem großen Sängerkorps und einem stark besetzten Orchester zugleich hervorgerufen werden, in deutlicher Abhebung von einander dem geübten Ohr übermittelt werden. Wie viele mechanische Funktionen durchkreuzen einander in ihren Bahnen, ohne sich zu stören; jede Wellenform behält ihre eigene Existenz. Die Luft ist nun etwas außerordentlich Einfaches gegenüber den chemischen Funktionen in unseren Nerven. Daraus erklärt sich die ungeheure Mannigfaltigkeit der Leitungen. Für jeden besonderen Anreiz von außen gibt es in den Nerven eine besondere Funktion. So zahlreiche Anreize z. B. von einer aufgeblühten Rose auf das Auge ausgeübt werden, ebenso zahlreich sind die chemischen Funktionen in den Gesichtsnerven, welche die Übermittlung des

Reizes nach dem Gehirn besorgen. Den chemischen Funktionsherd zu unterhalten, dazu dient ein feinverzweigtes Netz von Adern, die zahlreich nach jeder einzelnen Nervenzelle hinführen. Immer neue Baustoffe werden zugeführt und verbrauchte fortgeschafft. Zwischen dem Chemismus in den Nerven und der Blutzufuhr besteht eine gewisse Spannung, die eine ungeheure feine Abstufung zeigt; teils ist sie von der Leitungstätigkeit der Nerven abhängig, teils von dem Blutandrang, der hauptsächlich durch die Ernährung, aber auch durch andere Umstände beeinflusst werden kann. Ein Herzschlag mehr in der Sekunde verändert die Spannung; die leiseste Veränderung in der Blutbewegung spiegelt sich in der Nervenleitung der Nerven wieder.

Das natürliche Verhältnis der beiden Tätigkeiten in den Nerven läßt die Vantätigkeit vorherrschen. Nur dadurch ist die Funktion, welche die Leitung besorgt, für die Dauer gesichert. Die Vantätigkeit kann mehr leisten, als die Leitung beansprucht. Der Nerv kann ununterbrochen arbeiten, so lange die Blutzufuhr den nötigen Ersatz zu liefern vermag. Allein es ist selbstverständlich, daß die Tätigkeit nicht ins Ungemessene gesteigert werden kann. Wenn sie über einen gewissen Grad hinaus für längere Zeit in Anspruch genommen wird, so muß sie endlich den Dienst versagen. Das ist die Erschöpfung, welche die erforderliche Tätigkeit zum Stillstande bringt und der Stoffzufuhr die Herrschaft überantwortet. Es ist aber noch ein anderer Umstand mit tätig, daß die Nerventätigkeit allmählich herabgesetzt wird. Mit dem Verbrauch der Stoffe häufen sich die Schlacken in der Bahn an, die einerseits die Leitung erschweren und andererseits den Zufluß neuer Leitungselemente vermindern. Ist eine Leitung durch den Nerv besorgt, so liegen im folgenden Momente Schlacken in der Bahn, die hinweggeschafft und durch neue Stoffe ersetzt werden müssen, damit die zweite Leitung ebenso kräftig wie die erste ausfallen kann. Ununterbrochen kann der Nerv nicht mit gleichbleibender Kraft arbeiten. Er hat Ruhepausen nötig, die ihn für neue Arbeit befähigen. Soll der Nerv ununterbrochen fortarbeiten, so wird seine Leitung von Augenblick zu Augenblick schwächer, und dieses allmähliche Herabsinken richtet sich nach der in jedem Moment vollbrachten Leistung. Die Aufmerksamkeit, die besonders durch Gesicht- und Gehörnerben geübt wird, ist deshalb in ewiger Schwankung begriffen und daher beständig in Gefahr abzureißen. Die Leitung, die Schlacken in der Bahn und die Ausbreitung der Ersatzstoffe beeinflussen sie beständig, und so macht sie ziemlich regelmäßige, aber nie sich gleichende Schwankungen durch. Mit jeder Veränderung einer Ursache erfährt sie eine Beeinflussung. Leicht mischt sich ein fremder Reiz ein und führt das Bewußtsein zu einem ganz anderen Gegenstande hinüber. Um so leichter geschieht das, je mehr die Nerventätigkeit durch die Dauer der Arbeit herabgesetzt ist. Hat man längere Zeit einem Vortrage oder einem Konzert zugehört, so geschieht es manchmal durch einen geringen Anstoß, daß die Aufmerksamkeit abgelenkt wird. Das Summen einer Fliege am Ohr reicht oft hin, das Bewußtsein abzulenken. Diejenige Nervenpartie, welche gerade am meisten in einem Momente gebraucht wird, sinkt in ihrer Funktionsfähigkeit allmählich unter den Grad, den andere Nervenabteilungen, die nicht beschäftigt sind, haben. Rührt sich in diesen ein Reiz, so verdeckt er wegen seiner größeren Stärke den Aufmerksamkeitsvorgang und tritt damit in den Mittelpunkt des Bewußtseins. Das Gehirn, obwohl aus Sinnesprovinzen bestehend, funktioniert im normalen Zustande als ein einheitliches. Es hat immer nur die eine Funktion, welche durch ihre Stärke sich Geltung verschafft. Die übrigen sind abgesperrt, sofern ein äußerer Reiz die Quelle ist



Die Lore vom Core. Nach dem Gemälde von Rudolf Eichstaedt.

oder sind niedergedrückt oder zum Stillstand gebracht, sofern sie dem Bewußtseinszentrum angehören. Sind wir aufmerksam auf einen Gegenstand, hören wir z. B. einem Musikstück zu und plötzlich bietet unserem Auge ein seltsamer Anblick sich dar, so nimmt dieser Reiz das Bewußtseinszentrum ein und das Musikstück ist in dem Augenblick vergessen. Der Erwachsene besitzt eine gewisse Übung, mit Bewußtsein bei einem gewissen Gegenstande zu beharren und schwächere Ablenkungen für längere Zeit zurückzuhalten; trotzdem macht die Aufmerksamkeit manchmal Seitensprünge und findet sich nicht immer gleich wieder zurück. Bei Kindern fehlt die Übung, längere Zeit mit dem Bewußtsein bei einem bestimmten Gegenstande zu bleiben, trotz des Interesses, das er etwa erregt. Ihre Aufmerksamkeit ist daher recht oft unterbrochen. Sind es nicht Reize aus einer anderen Sinnesprovinz, die das besorgen, so ist es die Ermüdung des Bewußtseinszentrums, wozu infolgedessen keiner der beabsichtigten Reize mehr gelangt. Dann befindet sich eben nichts im Bewußtsein und das Kind sitzt, wie man sagt, gedankenlos da.

Die Ermüdung einer Sinnesprovinz bringt uns von selbst dazu, uns einer anderen Tätigkeit hinzugeben. Hat uns z. B. ein Konzert ermüdet, so kann eine Lektüre darauf erfrischend wirken. Da aber selbst in einem einzelnen Sinnesgebiet unzählige Leitungsfunktionen möglich sind, so kann, wenn die eine Art uns angestrengt hat, die andere uns wie eine Erfrischung erscheinen. Gaben wir beispielsweise mit Weltgeschichte bis zur Ermüdung uns beschäftigt, so kann uns etwa ein Roman in eine neue Spannung versetzen. Werden bestimmte Nervenbahnen im Uebermaß in Anspruch genommen, so kann die Leitungstätigkeit die Bautätigkeit der Nerven überflügeln. Die Folge davon ist die leichte Erschöpfung des Nerven, und es tritt der Zustand ein, der als Nervosität bekannt ist. Das beste Heilmittel für die angegriffenen Nerven ist die Ruhe. Bei zweckmäßiger Ernährung nimmt die Bautätigkeit im Nervensystem zu, während dasselbe leitend nicht in Anspruch genommen wird. Auf diese Weise erhält die erstere Funktion wieder die Oberhand und damit ist die Gesundheit der Nerven vollzogen.

Allen Bewußtseinsvorgängen liegen Nervenfunktionen zugrunde, und wie jene allmählich zunehmen durch Vereinigung von Einzelvorgängen, so müssen auch diese sich vereinigen. Das Bewußtsein von Raum und Zeit hat seine Unterlage in der Nerventätigkeit. Jede Funktion läßt ihre Spur im Nerv zurück, die bei der Wiederholung des Reizes wachgerufen wird und sich mit diesem vereinigt. Auf diese Weise wird die Einübung ermöglicht, die mit jeder Funktion den Nerv auf einen höheren Grad der Tätigkeit bringt. Die nachfolgende Leistung faßt immer die früheren mit zusammen. So besteht jede Funktion aus einer Anzahl von nacheinander entstandenen Elementen, die durch ihre Verschiedenheiten die Erinnerung möglich machen. Durch diese Einrichtung ist die Fortentwicklung der Bewußtseinsvorgänge möglich gemacht, die ohne dieselbe aus Momentvorgängen ohne jegliche Beziehung zu einander beständen.

Wie die Nervenorgane dem Seelenleben des Menschen dienlich sind, das soll aufs kürzeste an der Hand des Sprichwortes: „Gebranntes Kind scheut das Feuer“ gezeigt werden. Kinder greifen gern nach den Dingen, die sie sehen, da sie von früh auf dazu angeleitet werden. Raum können die Hände greifen und fassen, so erhalten die Kinder Spielsachen, um sich selbst unterhalten zu können. Auge und Hand lernen so von früh auf zusammenwirken, und diese Beziehung bleibt fürs ganze Leben bestehen, wie denn in allen Museen und Aus-

stellungen die Warnung angebracht werden muß, daß die Gegenstände nicht angefaßt werden dürfen. Trifft nun ein Lichtreiz des Kindes Auge, so bewegt sich gleich die Hand der Lichtquelle entgegen. Eine Warnung oder Belehrung kann nichts nützen, das Kind muß sich erst einmal gebrannt haben, um das Feuer für die Zukunft zu scheuen. Wie in diesem Falle, so verhält es sich in vielen anderen Fällen; die Erfahrung muß den Grund gelegt haben, worauf die Belehrung weiter bauen kann. Daß auf den Lichtreiz, der das Auge trifft, die Hand sich bewegt, wird durch die Nervenleitung bewirkt. Der Reiz wird vom Gehirn aus sogleich hinabgeführt zum Streckmuskel im Arm. Der Schmerz, der durch die Flamme im Gefühlsnerv hervorgerufen wird, dringt bis zum verlängerten Mark vor und geht auf einer anderen Leitungsbahn zum Arm zurück zum Muskel, der den Arm krümmt und dadurch das Zurückweichen der Hand aus der Flamme bewirkt. Der Schmerz im Gefühlsnerv läßt endlich wieder nach, und diese Beruhigung wird ebenfalls zum verlängerten Mark geleitet, tritt aber von hier wieder im Arm hinab zum Beugemuskel, durch dessen Zusammenziehen nun alle Gefahr beseitigt wird. Es ereignen sich in diesem Prozeß eine Anzahl von Funktionen, die durch öftere Wiederholung zu einer Reihe sich verketten. Dann braucht nur ein einzelnes Glied dieser Kette in Bewegung gesetzt zu werden und die übrigen folgen alle nach. Kommt uns jemand mit einem heißen Gegenstand an eine Hand, so ziehen wir sie sofort zurück, ohne daß es uns zum Bewußtsein zu kommen braucht, daß das nötig war. Beim Lesen eines Buches plagt uns vielleicht eine Fliege, und wir verscheuchen sie, ohne etwas davon zu wissen. Die Nervenvorgänge dringen in all diesen Fällen nicht bis zur Gehirnrinde vor, die das alleinige Organ für alle Bewußtseinsvorgänge ist. Sie ist gleichsam zwischen den Empfindungs- und Bewegungsnerven eingeschaltet, um für eine zweckmäßige Umschaltung oder Aufbewahrung der Eindrücke zu sorgen.

Es können also die Reize von den Empfindungs- auf die Bewegungsnerven unmittelbar übergehen, ohne daß die Mitwirkung des Bewußtseins in Anspruch genommen wird, was eben bei allen unbewußt ausgeführten Bewegungen oder Handlungen, den sogenannten Reflexbewegungen geschieht. Aber selbst bei unzähligen mit Bewußtsein vollzogenen Handlungen findet eigentlich keine Mitwirkung des Bewußtseins statt. Es steht vielmehr als ein untätiger Gebieter da, der Zeuge aller Vorgänge ist, aber weiter keine Notiz davon nimmt. Das Gehirn als das eigentliche Denkorgan wird auf diese Weise entlastet und niedere Nervenzentren besorgen stellvertretend seine Dienste. Der Nervenapparat wirkt so automatisch; jeder Reiz wird ohne weiteres durch die richtigen Bahnen geleitet, und die einzige Voraussetzung dafür ist, daß die nötige Einübung stattgefunden hat. Unsere Hand, die im Schreiben geübt ist, macht die Bewegungen, ohne daß man noch daran zu denken braucht, ohne daß sie bewußt werden. Das meiste, was von den Menschen den Tag über getan wird, sind solche automatische Handlungen. Der Erdarbeiter, der Handlanger, der Fuhrmann und zahlreiche andere Arbeiterklassen sind den Tag über mit automatisch beschäftigt. Nicht viel anders ist die meiste Arbeit in den Schreibstuben, Kaufläden, Werkstätten usw.

Alle automatischen Funktionen lassen sich auch mit voller Teilnahme des Bewußtseins ausführen. Der Lichtstrahl, der das Auge reizt, wird von dem Nerv nach der Sehphäre der Gehirnrinde geleitet, die ihren Platz an der Hinterseite des Kopfes erhalten hat. Da aber alle Flächen der Gehirnrinde durch zahlreiche Verbindungen im innigsten Verkehr mitein-

ander stehen, so wird der Reiz von der Sehphäre hinübergeleitet nach dem Teil der Gehirnrinde, in dem die Armererven ihre Endstation besitzen. Da die Armererven im Gehirn sich kreuzen, so münden die Nerven des linken Armes an der rechten Mindenseite des Gehirns direkt über dem Gehörorgan. Von da aus werden die Lichtreize von der Sehphäre her auf die Armererven übertragen, und dahin kommen alle Reize, die von den Armererven an ihren äußeren Enden aufgenommen werden. Vom Streckmuskel des Armes her leitet ein Empfindungsnerve die Nachricht von der Bewegung, der Schmerzreiz kommt gleichfalls dahin und ebenso die Wahrnehmung, daß der Arm zurückweicht. Wie die einzelnen Funktionen in der automatischen Bahn sich zu einer Reihe verketten, so kommt nun auch unter den Funktionen in der Gehirnrinde eine feste Reihe zustande. Sehen wir, daß jemand uns mit einem brennenden Licht zu nahe kommen will, so warten wir nicht, bis wir gebrannt sind, sondern weichen vorher bewußt zurück.

Alle Bewußtseinsmomente oder alles Wissen muß zu solchen Reihen verwebt sein, wenn auf dessen Dienst gerechnet werden soll. Wer z. B. über eine Sache einen Vortrag halten will, muß die Gedanken, die er darüber vorbringen will, in die richtige Reihe bringen, damit er in ordnungsmäßiger Weise darüber verfügen kann. Allein, wer die Reihe nur von einer Seite her durchlaufen hat, kommt in Gefahr, stecken zu bleiben. Sicher verfügt nur derjenige über alle Glieder der Reihe, der von allen Richtungen zu jedem einzelnen Gliede gelangen kann. Das ist nur möglich, wenn die einzelnen Wissens-elemente so miteinander verwoben sind, wie in einem Gewebe. Die vielfache Beziehung, die irgend eine Vorstellung zu allen übrigen erlangt hat, ermöglicht es, sie leicht ins Bewußtsein rufen zu können. Die Hauptarbeit jeder Lehr- und Lern-tätigkeit muß deshalb die Verwebung der angeeigneten Erkenntnisse sein. Bei allem Lernen, das eben mit Hilfe nervöser Vorgänge ermöglicht wird, kann nicht eine neue Funktion mit Nutzen in Übung genommen werden, so lange die früheren nicht die nötige Sicherheit erlangt haben. Da allen Bewußtseinsakten Funktionsformen der Nerven zugrunde liegen, so können die ersteren sich nur wiederholen, wenn die letzteren wiederholt werden.

Ist es nun auch erklärlich und verständlich, daß jede einmal vor sich gegangene Funktion damit die Möglichkeit einer Wiederholung geschaffen hat, so sind doch auch die Gehirnererven so reich ausgestattet, daß eine dahin geleitete Funktion auch in dem längsten Leben eines Menschen nicht zur Ruhe kommt. In welcher Form sie fortbauern, ist zwar nicht bekannt, aber ihre Fortdauer selbst ist nicht zu bezweifeln. Wie sie möglich ist, kann uns eine bekannte Tatsache leicht erklären. Wenn wir die Sonne untergehen sehen, so wissen wir, daß wir uns täuschen. Sie ist mehrere Minuten früher untergegangen, als der betreffende Lichtstrahl uns meldet. Vom Sternenhimmel trifft mancher Lichtstrahl unser Auge, der vor Jahrhunderten, ja vor Jahrtausenden seinen Anfang nahm. Am Himmel sehen wir nur Vergangenes. Mancher Lichtstrahl wird vielleicht wahrgenommen, wovon der Körper, der ihn veranlaßte, seit Jahrhunderten nicht mehr vorhanden ist. Diese große physische Welt ist ein Gegenstück zu der unerfaßbaren Kleinwelt, die unsere Nerven bilden. Diese letztere ist reicher und großartiger angelegt, als die erstere. Man kann sich deshalb auch nicht wundern, daß eine einmal entstandene Erregung in einem Menschenalter nicht zum Erlöschen kommt. Es ist nun auch verständlich, wie eine Vorstellung soweit ab von der täglich begangenen Heerstraße des Bewußtseins geraten kann, daß man sich

derselben nicht zu entsinnen vermag. Man wird zuweilen nach einem Namen gefragt, der einem auf der Zunge liegen kann, und doch lehrt er nicht wieder. Aber mit der Frage danach ist eine Funktion erregt, die Teil hat an dem nachgefragten Gebilde. Darum nach längerem Besinnen, manchmal erst nach Stun-

den, zuweilen gar nach Tagen, fällt einem das gesuchte Wort unwillkürlich ein. Unbewußt fortwirkende verwandte Reize sind endlich damit zusammengestoßen und zerren es nun hinauf in das Bewußtsein. Dieses aber scheint nur dann mit einer Funktion verbunden zu sein, wenn sie zurückkehrt in das Zentrum der Sinnes-

wege. Wir hören z. B. die Namen Berlin oder Leipzig, und der Reiz reicht hin, uns die gesehenen Verklärligkeiten wieder vors Auge zu führen. Je mannigfacher die Nervenfunktionen in Beziehung oder Bergesellschaftung miteinander gebracht sind, um so leichter ist ihre Rückkehr in die Bahn, die zum Bewußtsein führt.

Lamberts Frida.

Ein Kleinstädtidyll von Kurt Ham.

Frida Lambert zählte schon zwanzig Jahre und war noch nicht verlobt, trotzdem sie „warne Hüh“ hatte, wie man in ihrer Heimat sagt, wenn von einem reichen Mädchen die Rede ist. Frida war klein und mager. Da sie sich schlecht hielt, sah sie fast wie verwachsen aus. Grete Spieß nannte sie, wenn die Freundin nicht zugegen war, nur das Affenküken. Wenn die anderen Mädchen aus dem Kränzchen der armen Grete entgegenhielten, wie wohlhabend Frida sei, und wie sie sicher schon deshalb eine gute Partie machen werde, so warf Grete den Stopp zurück und erklärte in unverfälschtem Dialekt: „Die Nase macht ihr doch ein Strich derdurch!“ Die Nase war nämlich das einzig Auffallende an der Freundin. Die Natur, die sonst bei dem Mädchen in allem gespart, hatte die Nase verschwenderisch ausgestattet. Sie war nicht nur das Längste, sondern auch das Dickste an Frida.

Ihre Angehörigen fanden Frida natürlich sehr hübsch. So fein und zart. Die große Nase erschien ihnen als sehr pikant in dem kleinen Gesicht. Namentlich die unverheiratete Tante Lambert, die einzige Schwester des längst verstorbenen Lampenfabrikanten Lambert, eine sehr resolute, rundliche Person, schwärmte für die „aparte“ Schönheit ihrer Nichte, während deren Mutter, eine stille Frau, die neben der Schwägerin, mit der sie zusammenlebte, gar nicht aufkam, zuweilen doch einige Bedenken hegte gegen das Neuzere ihrer Tochter, die sie aber nie laut werden ließ.

Da Tante Lambert als junges Mädchen noch eigenhändig Lampen verkauft hatte, schwärmte sie im Alter sehr für Bildung und gute Manieren. Wenn es auch für sie selbst zu beidem zu spät war, so sollte doch „das“ Frida zu beidem kommen. Da nichts so sehr bildet wie Reisen, mußte Frida schon als Dreizehnjährige Ostern mit nach Rom und im Juli nach Norderney. Im folgenden Jahr ging es nach London und dann wieder nach Norderney, da Tante Lambert dies Bad als höchste Schule für Bildung und gute Manieren erschien. Frau Lambert saß derweil still zu Hause und erholte sich von ihrer Schwägerin. Die Folge dieser Reisen war, daß Frida schon mit fünfzehn Jahren blasiert die Nase rümpfte über Berlin und erst recht über die Kleinstadt, wo sie zu Hause war, von der sich aber Tante Lambert schon deshalb nicht zu trennen vermochte, weil sie hier stets willige und bewundernde Zuhörer für ihre Erzählungen über Rom, London und Norderney fand.

Selbstverständlich fehlte es Frida gar bald nicht an Heiratsanträgen. Zuerst meldete sich ein Kaufmann, der eine Schmalzfabrik besaß. Er gefiel Frau Lambert gut, denn er war freundlich zur Mutter, um die Tochter zu gewinnen. Aber Frida begann laut zu heulen, als die Mutter von den Absichten des Kaufmanns sprach, und Tante Lambert wurde einfach grob. Zu so was war das Frida zu gut. Dann stellte sich ein Oberlehrer ein, der auswärts an der Oberrealschule des Städtchens tätig war. Tante Lambert blickte fragend auf Frida, denn Bildung besaß der Oberlehrer unzweifelhaft. Aber Frida erklärte, sie nähme überhaupt nur einen Juristen. Tante Lambert schlug be-

wundernd die Hände über dem Kopf zusammen und gab der Nichte durchaus recht. Daß sie solche Ansprüche machte, daran erkannte man doch deutlich, was Bildung zuwege bringt.

Nun gab es in dem Städtchen nur ein Amtsgericht mit einem alten Amtsgerichtsrat, einem Amtsrichter, einem Assessor und zwei Referendaren. Nur die drei zuletzt genannten Personen waren noch unverheiratet, mithin die Auswahl unter den Juristen nicht groß.

Die beiden Referendare besaßen kein Vermögen, machten daher jedem wohlhabenden Mädchen den Hof, also auch Frida. Aber sie stammten von auswärts, und Tante Lambert ängstigte sich vor allen freunden jungen Leuten, von denen die meisten ja, wie bekannt, infolge ihres „Lebens“ krank sind. Diese Anschauung war die einzige Bildung, die die Tante von ihren Reisen mit nach Hause gebracht hatte. Von dieser Krankheit besaß sie allerdings eine mehr mystische als klare Vorstellung. Da sie keine medizinischen Bücher las, sondern nur abends vor dem Einschlafen in den zwölf kleinen Propheten, so stellte sie sich die Krankheit der jungen Leute als eine Art Aussatz vor. Erblickte sie nur einen der Referendare, schauderte ihr schon. Sie sah Frida bereits so übel zugerichtet, daß sie weinen mußte, denn nichts ging ihr über den Körper ihrer Nichte, seit sie ihn in Norderney kennen gelernt hatte. Sie erzählte gar oft, auch in Herrengesellschaft, wie gut er sich im Meere ausgezogen, ganz lachsfarben.

Der Gerichtsassessor, der nun noch übrig blieb, war zwar ein „Siesiger“, trank aber. Außerdem hatte er schon als Primaner ein Verhältnis mit einer Dienstmagd gehabt. Wenigstens erzählte Lamberts Dienstmagd, die damals mit der anderen Dienstmagd zusammen in der einzigen Konditorei des Städtchens gedient, wo auch der Primaner wohnte, daß zuweilen vor dem Zimmer des jungen Mannes zwei Paar Stiefel gestanden. Nicht nur morgens, sondern sogar zweimal nachmittags um vier Uhr, wo alle anständigen Leute Kaffee trinken. Das eine Paar Stiefel gehörte der Dienstmagd, das andere dem jetzigen Herrn Assessor. Tante Lambert schüttelte sich vor Ekel, denn sie war sehr für die Moral. Außerdem stammte der Assessor von ganz kleinen Leuten, was der Tante durchaus nicht paßte. Da Frida dem beistimmte, war es also auch mit dem Assessor nichts. So wurde das Frida zwanzig Jahre alt und war immer noch nicht verlobt.

Lamberts konnten fortan ernsthaft überhaupt nur noch an zwei junge Leute denken. Der eine war der einzige Sohn des ersten Stadtpfarrers Klüssig. Schon traf Tante Lambert Anstalten, ihn Frida zuzuführen, da fiel der junge Klüssig durch das Referendar-examen und schied damit ebenfalls aus der Reihe der Bewerber. Jetzt gab es nur noch eine Rettung, den Sohn des Amtsgerichtsrats Märker, ein Altersgenosse des jungen Klüssig, der den Referendar mit Glanz bestand. Der Gerichtsrat war außerdem ein wohlhabender Mann von seiner ersten Frau her, der Mutter Friedrichs. Und dieser war ein Musterhüter, der Stolz aller Lehrer und Examinatoren. Leider litt er sehr an Kurzsichtigkeit —

Nummer 6 auf dem linken, Nummer 3 auf dem rechten Auge — und hatte vom vielen Studieren einen ganz runden und erstaunlich fetten Rücken bekommen. Aber moralisch war er. So moralisch, daß die Examinatoren über eine solche Naivität eines Referendars in Sachen der gerichtlichen Medizin sich gar nicht genug wundern konnten. So moralisch, daß er bei der ganzen Jugend des Städtchens eine komische Figur wurde. Da der Gerichtsrat seit längerer Zeit kränkelte — Wicht —, ging Tante Lambert jetzt häufig ihn besuchen, was den Kranken sehr freute, denn er war über alle Maßen neugierig. Und wenn seine Frau auch dafür sorgte, daß er über allen Skatsch auf dem Laufenden blieb, so schadete es jedenfalls nichts, daß Fräulein Lambert mithalf. Bald gewöhnte er sich so sehr an diesen Besuch, daß er unruhig wurde, sowie es vier Uhr schlug, die riesige Bouillontasse mit Staffee vor ihm stand und Fräulein Lambert noch nicht da war. Erschien sie dann endlich, wurde ihr auch eine Bouillontasse vorgesetzt, die Frau Gerichtsrat nahm ebenfalls eine, und dann ging es los.

„Ei, Herr Gerichtsrat, wissen Sie schon? Es ist doch gar zu traurig! Mein, was mer alles erleben muß! Denke Sie sich, die Frau Doktor Schäfer ist nun tiefsinnig geworden, wirklich un wahrhaftig tiefsinnig!“

„Mein, aber so was! Die Frau Gerichtsrat bekam vor lauter Neugier ganz hungrige Augen, und merkte gar nicht, daß sie die Semmel statt in den Staffee auf die Untertasse brockte.“

„Dann weiß sie also endlich?“ . . . meinte der Gerichtsrat gespannt.

„Ei was denn?“ fragte seine Frau.

Die beiden Dicken blickten indigniert auf die dürre Frau Gerichtsrat. Tat sie nur so, oder wußte sie wirklich nichts?

„Ei, daß sie in Wirklichkeit die Schwester von ihrem Mann ist!“ sagte Tante Lambert.

„Ach so!“ Mehr antwortete die Frau Gerichtsrat nicht.

„Erlaube, Menschen,“ entgegnete ihr Mann, „so e junge Frau. Da is das schon begreiflich. Und dann hat sie doch auch ein Sohn von ihrem Mann, der ihr Bruder ist.“

„Erlaube Sie gütigst, Herr Gerichtsrat, ich will nix gesagt haben!“ Tante Lambert schwenkte energisch die Tasse.

Märker beruhigte die Freundin. Das sei doch selbstverständlich, Gewisses wisse man in solchen Fällen nie, juristisch ließe sich das selten greifen. Aber er zweifle keinen Augenblick an der Richtigkeit der öffentlichen Meinung, daß Doktor Schäfer der voreheliche Sohn aus einem Verhältnis sei, das Frau Schäfers Vater jahrelang unterhalten habe.

Als die zweite Bouillontasse voll Kaffee vor den dreien stand, begann Tante Lambert wieder: „Ich sag's ja! Was mer nit alles erlebt hentzutag! Wisse Sie, wem ich ebe begegnet bin? Baumanns Zeltche bin ich begegnet. Mit jedem Jahre wird sie dem Herrn Kommerzienrat — es gab nur einen in dem Städtchen — ähnlicher. Angenehm is ihm das gewis nit, dem Herrn Kommerzienrat! . . . Ja, die Sonne bringt es an den Tag!“

(Schluß folgt.)

Herbstentschluss.

Trübe Wolken, Herbstesluft,
Einsam wandl' ich meine Straßen,
Welkes Laub, kein Vogel ruft —
Ach, wie still! wie verlassen!

Todeskühl der Winter naht,
Wo sind Wälder eure Wönnen?
Fluren, eurer vollen Saat
Goldne Wellen sind verrommen!

Es ist worden kühl und spät,
Nebel auf der Wiese weidet,
Durch die öden Haine weht
Heimweh; — alles flieht und scheidet.

Herz, vernimmst du diesen Klang
Von den felsentürzten Bächen?
Zeit gewesen wär' es lang,
Daß wir ernsthaft uns besprächen!

Herz, du hast dir selber oft
Weh getan, und hast es andern,
Weil du hast geliebt, gehofft;
Nun ist's aus, wir müssen wandern!

Auf die Reise will ich fest
Ein dich schließen und verwahren,
Draußen mag ein kühler West
Oder Sturm vorüberfahren;

Daß wir unsern letzten Gang
Schweigend wandeln und alleine,
Daß auf unserm Grabeshang
Niemand als der Regen wehnel

Senan.

Hirngewicht und Intelligenz. Gegen die zuerst von Fuchs geäußerte Ansicht, daß die geistige Begabung oft auf das Hirngewicht einwirke, wurden anfangs Zweifel geltend gemacht, weil das Beobachtungsmaterial sehr spärlich war. Im Laufe der Jahre hat es sich so gemeinert und ist durch Berücksichtigung anderer, das Hirngewicht beeinflussende Momente, wie Alter und Körpergröße, so viel einwandfreier geworden, daß man die Annahme vom Zusammenhange des Hirngewichts und der Intelligenz als gut begründet ansehen kann. Der französische Hirnanatom Broca erklärte schon im Jahre 1861, daß die Entwicklung der Intelligenz eine der Bedingungen sei, welche den größten Einfluß auf das Hirngewicht ausüben und umgekehrt. Der Berliner Anthropolog Waldeyer neigt zu der Ansicht, daß wir aus einem hohen Hirngewicht — Krankheitsfälle ausgeschlossen — auf eine mehr als gewöhnliche geistige Begabung des Trägers im Durchschnitt schließen dürfen. Freilich haben sich bis in die neueste Zeit Stimmen gegen diese Auffassung erhoben. So behauptet Obersteiner, daß die Schwankungen der Hirngewichte durchaus nicht der wechselnden geistigen Kraft entsprechen.

Es ist Tatsache, daß einzelne hervorragende Männer ein sehr geringes Hirngewicht besaßen haben und daß bei Leuten gewöhnlichen Schlages sehr bedeutende Hirngewichte beobachtet sind. Die leichtesten und schwersten Gehirne, die überhaupt bekannt sind, gehörten Geisteskranken an. Die leichtesten Gehirne sind die der Mikrocephalen oder Kretins. Bei ihnen hat das Gehirn auf einer unfertigen Stufe der Entwicklung Halt gemacht. Frigerigo fand bei einem 25 Jahre alten Kretin ein nur 200 Gramm schweres Gehirn. Gehirngewichte unter 600 Gramm sind häufiger beobachtet worden. In all diesen Fällen bestand erheblicher Schwachsinn. Bei einem Hirngewicht von 740 Gramm will Sch noch leidliche Intelligenz gefunden haben. Das schwerste bisher beobachtete Gehirn wog 2850 Gramm; es stammte von einem 21jährigen epileptischen Idioten; 2400 Gramm wog das Gehirn eines Londoner Zeitungsjungen, der ebenfalls ein Idiot gewesen sein soll. Rudolphi fand im Jahre 1819 ein 2222 Gramm schweres Gehirn bei einem ganz unbedeutenden Manne. Obersteiner beschrieb 1890 ein 2028 Gramm schweres Gehirn eines moralisch verkommeneren 68jährigen Israeliten, während das Durchschnittsgewicht derselben Altersstufe nur 1360 Gramm beträgt. Morris fand bei einem Manne, der weder

schreiben noch lesen konnte, ein 1800 Gramm schweres Gehirn. Lorey fand ein 1840 Gramm schweres gesundes Gehirn bei einem 64jährigen Knaben, und Virchow ein solches von 1732 Gramm bei einem 13-jährigen Knaben. Der Jenaer Anatom W. Müller fand ein 2100 Gramm schweres Gehirn bei einem Jenaer Bürger, der in geistiger Beziehung seine Mitbürger weder überragte, noch hinter ihnen zurückblieb, und ein nur 800 Gramm schweres Gehirn bei einer Viehhühner, die „zur völligen Zufriedenheit der Herrschaft ihres Dienstes waltete“. Auch Waldeyer fand in Breslau Gehirne von rund 900 Gramm, also bedeutend unter dem Durchschnittsgewicht, das 1200 bis 1400 beim gesunden und normalen Erwachsenen beträgt, und von 2000 Gramm, also ganz bedeutend das Durchschnittsgewicht übersteigend, bei Leuten, die im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte waren und weder, wie das von den Internormalen erwartet werden mußte, durch geistigen Schwachsinn oder wie die Uebernormalen, durch hervorragende geistige Kräfte besonders auffällig geworden waren.

Obersteiner nimmt an, daß für den Mann 1000 Gramm, für die Frau 900 Gramm die untere Grenze des Hirngewichts darstellen, unter die es nicht sinken darf, ohne daß damit eine starke Abschwächung der geistigen Fähigkeit, also Idiotie, verbunden wäre. Marchard bezeichnet 1100 Gramm als unterste Gewichtsgrenze des normalen Gehirns, Gewichte über 1700 Gramm als krankhaft. Die von W. Müller, Waldeyer und anderen beobachteten ungewöhnlich hohen und niedrigen Hirngewichte bei gefunden, durch Besonderheiten in der Intelligenz nicht hervortretenden Personen sind als seltene Ausnahmen zu erachten, für die eine Erklärung vorläufig noch nicht möglich ist. Wir besitzen nicht brauchbare Methoden, um festzustellen, wieviel den nervösen Funktionen dienendes Gewebe (Nervenzellen und Nervenfasern) und wieviel isolierendes und den nervösen Funktionen nur indirekt oder gar nicht dienendes Gewebe (Stützgewebe, Blutgefäße usw.) und wieviel Blut und Flüssigkeit ein Gehirn enthält. Wenn auch das verhältnismäßig sehr häufige Vorkommen von hohen, über das Durchschnittsmaß hinausgehenden Hirngewichten bei geistig hervorragenden Personen dafür spricht, daß die Intelligenz einer der entscheidendsten Faktoren für das Hirngewicht ist, so beruht die Intelligenz sicherlich noch auf verschiedenen anderen Faktoren.

Scherbengerichte. Der Ausdruck Scherbengericht hat sich im Deutschen völlig eingebürgert. Wenn im politischen Leben davon die Rede ist, daß über jemanden ein Scherbengericht abgehalten werden soll, so denkt sich dabei jedermann, daß einer — nicht auf die sauberlichste Art — vorgenommen und abgetan werden soll. Dieser Wortsinne wird allgemein verstanden; dagegen ist die ursprüngliche Bedeutung des Ausdruckes Scherbengericht längst nicht allgemein bekannt. Er führt zurück in das alte Griechenland, in die Zeiten der athenischen Demokratie. Im fünften Jahrhundert vor Christo wurden in Athen Ostracismen oder Scherbengerichte abgehalten. So nannte man sie, weil dabei die Richter den Namen des zur Verurteilenden auf einen Ton-scherben schrieben. Als Richter fungierten dabei sämtliche Bürger, die zu der Prozedur erschienen. Es handelte sich bei den Scherbengerichten nicht um Kriminalfälle, sondern um politische Fragen: mächtige Bürger, deren politischer Einfluß für die demokratische Gleichheit und Bestand der Republik gefährlich schien, konnten durch Mehrheitsbeschuß einer Volksversammlung, in der mindestens 6000 Bürger abstimmten, auf 10 Jahre, aber ohne Ehr- oder Vermögensverlust des Landes verwiesen werden. Die Scherbengerichte waren also dazu bestimmt, etwaigen Herrschaftsgelüsten ehrgeiziger Männer vorzubeugen. Die Einrichtung erscheint zunächst außerordentlich befremdend, wird aber begreiflicher durch einen Blick auf die Verhältnisse, denen sie entsprang. Der Ostracismus wurde eingeführt, nachdem im Jahre 510 v. Chr. die Athener das Joch der Tyrannen abgeschüttelt hatten, das ein halbes Jahrhundert auf ihnen gelastet. Erneute Versuche, die demokratische Republik durch eine militärische Gewalt Herrschaft zu ersetzen, waren zu befürchten; denn die Clique des vertriebenen Tyrannen Hippias war in der Stadt geblieben. Als Vorkehrung dagegen wurde das Scherbengericht geschaffen und trat in den nächsten Jahrzehnten öfters in Funktion. Es liegt auf der Hand, daß die Einrichtung leicht zu Zwecken mißbraucht werden konnte, die mit der Fernhaltung der Tyrannie nichts zu schaffen hatten. Und das ist denn auch späterhin geschehen. So fand im Jahr 431 ein Scherbengericht statt, das im höchsten Maße unbillig war. Die Gegner des leitenden Staatsmannes der Zeit, des Perikles, fühlten sich noch nicht stark genug, ihn direkt anzugreifen; aber sie suchten ihn in seinen Freunden zu treffen. Unter anderem gelang es

ihnen, durchzusehen, daß sein Erzieher, der Musiker und Philosoph Damon, durch das Scherbengericht verbannt wurde. Dies war ein schwerer Mißbrauch des Ostracismus; denn Damon spielte keinerlei politische Rolle, sondern war ganz harmlos. Der Todesstoß versetzte den Scherbengerichten die Verbindung des Hyperbolus, die im Jahre 417 v. Chr. erfolgte. Sie ging unter solchen tragikomischen Umständen vor sich, daß der Ostracismus dadurch der Lächerlichkeit verfiel. Damals waren die beiden Hauptpartei Führer in Athen Nicias und Kleibades. Die Gegensätze hatten eine solche Schärfe angenommen, daß man auf jeder von beiden Seiten der Ueberzeugung war, der Führer der anderen Partei müsse von der Weltfläche verschwinden. Man beschloß, es mit einem Scherbengericht zu versuchen. Die nötigen Formalitäten zur Einleitung des Vorhabens gingen vor sich. Ehe aber der Tag des Ostracismus herankam, besann man sich in beiden Lagern eines anderen. Man dachte an die Ungewißheit des Ausfalls der Abstimmung und an die Wahrscheinlichkeit, daß bei einer geringen Mehrheit das Uebergewicht der obliegenden Partei nicht so entschieden sein würde, um die Gegner kleinlaut zu machen. Es wurden geheime Verhandlungen zwischen beiden Parteien angetnüpft, mit dem Ergebnis, daß man dahin sich einigte, von der beabsichtigten Kraftprobe Abstand zu nehmen. Indes mußte das Scherbengericht stattfinden, weil das Verfahren einmal eingeleitet war. Die beiden Parteien vereinbarten nun, ihre Stimmen gegen eine dritte Person, den Hyperbolus, abzugeben. Das war ein allgemein verachteter Demagog untergeordnetster Art, der außerhalb der beiden Parteien stand und auf eigene Faust Politik trieb. Bei der Agitation für das bevorstehende Scherbengericht tat er sich dadurch hervor, daß er die Bürger sowohl gegen Nicias als gegen Kleibades scharf zu machen suchte; in der Hoffnung, er werde die Hauptrolle spielen, wenn die beiden anderen entfernt seien. Dieser gar nicht ernst zu nehmende Mensch nun ward von den Parteien zum Opfer des Scherbengerichts erkoren. In und von den Klubs ward unter der Hand eifrig in diesem Sinne gewühlt. Der Tag des Scherbengerichts kam, und als das Resultat der Abstimmung festgestellt wurde, hatte weder Nicias noch Kleibades, sondern der unglückliche Hyperbolus die nötige Stimmenzahl erreicht und konnte sein Bündel schnüren. Das Ergebnis wurde von der versammelten Bürgerschaft mit ungeheurer Heiterkeit begrüßt: man sah im Moment einen guten Witz darin. Tatsächlich aber war mit dem Scherbengericht Unfug getrieben worden: „Nicht wegen solcher Menschen wurden die Scherben erfunden,“ sagte ein zeitgenössischer Dichter. Der Ostracismus war damit unmöglich geworden. Er wurde zwar nicht förmlich aufgehoben; aber nach 417 hat in Athen kein Scherbengericht mehr stattgefunden. Immerhin hat es also in Athen über neun Jahrzehnte gedauert, bis die Einrichtung durch Mißbrauch in Wegfall kam. Viel rascher sah sich ein andere griechische Republik, die unter ähnlichen Voraussetzungen wie Athen einen Versuch mit dem Ostracismus machte, gezwungen, ihm ein Ende zu setzen. Syrakus auf Sizilien hatte bis gegen 460 v. Chr. lange Zeit unter hartem Despotismus einer Reihe von Gewaltthyrannen gelitten. Das Joch der Tyrannei wurde auf revolutionärem Wege abgeschüttelt. Mit Versuchen, die Alleinherrschaft wiederherzustellen, war aber ernstlich zu rechnen. Da griffen die Syrakusaner in Nachahmung Athens zum Scherbengericht (Petalismos): man bediente sich in Syrakus bei der Abstimmung nicht eines Scherbens, sondern eines Deliblattes. Das Scherbengericht erfüllte auch hier seinen Zweck, verschiedene Anwärter auf die Tyrannei zu entfernen; außerdem aber wurde es im Kampfe der syrakusanischen Parteien, die sich aufs wütendste bekämpften, dazu mißbraucht, Politiker abzuschließen, die durchaus keiner tyrantischen Gelüste verdächtig, aber bei ihren Gegnern verhaßt waren. Der griechische Historiker Diodor erzählt, der Mißbrauch sei in Syrakus so arg gewesen, daß bald kein hervorragender Mann mehr den Mut gehabt habe, sich um öffentliche Angelegenheiten zu kümmern. Darum wurde das Scherbengericht bald wieder abgeschafft, weil es nicht mehr zur Verteidigung, sondern zur Untergrabung der politischen Freiheit diente und als ein Werkzeug zur Niederknüpfung mißliebiger Politiker fungierte; als eine Karikatur der Gerechtigkeit in eben dem Sinne, den wir heute mit dem Worte Scherbengericht verbinden. —

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 63, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!